

Für „Führer, Volk und Vaterland!“

Man hatte uns vor Kurzem für unseren Einsatz bei der Luftabwehr zu Luftwaffenoberhelfern befördert. Doch unsere Zeit bei der Flak sollte bald zu Ende sein. Auch dem Jahrgang 1927 stand jetzt im Herbst 1944 die Einberufung zum Wehrdienst bevor. Am neunten September wurden wir am Flugplatz Wiesbaden-Erbenheim durch den Truppenarzt untersucht, ob auch keiner von uns während des Dienstes einen gesundheitlichen Schaden erlitten hat. Vorher waren wir nach Hause geschickt worden, um unsere Zivilkleidung zu holen, weil wir nach Beendigung der Dienstzeit die Uniformen abgeben mussten. Die ganze Prozedur an diesem Tag zieht sich endlos hin. In der Mittagspause schickt man uns ins Freie hinaus, wo wir am Rand des Flugplatzes in einem Maisfeld ein paar Kolben abbrechen und die noch nicht ganz reifen Körner essen. Wir waren auf einen so langen Aufenthalt nicht gefasst.

Während wir uns vor dem Maisfeld aufhalten, gibt es Fliegeralarm. Das hat uns nach so langer Dienstzeit nicht weiter beunruhigt. Doch nach einer Weile dröhnt es droben am Himmel. Ein Bomberverband nähert sich. Er fliegt relativ tief, das ist verdächtig! Im Laufschrift rennen wir zurück und sehen plötzlich die bekannten „Christbäume“ über uns. Wir rennen um unser Leben. Mit mehreren Kameraden will auch ich einen Graben erreichen, der am Rand des Flugplatzes unterhalb einer Böschung liegt. Dort haben bereits Soldaten vom Bodenpersonal Schutz gesucht. Sie winken uns zu, wir sollen in Deckung gehen. Schon schlagen auf dem Flugplatz die ersten Bomben ein. Die Einschläge kommen schnell näher. Ein Bombenteppich! Als ich nur noch wenige Meter von dem Graben entfernt bin, sehe ich auf der Böschung vor mir eine Stichflamme. Eine Dreckfontäne geht vor meinen Augen hoch und ein gewaltiger Knall samt einer heftigen Druckwelle geht über mich hinweg. Eine ungeahnte Kraft wirbelt mich durch die Luft und wirft mich direkt in den Graben hinein. Erd- und Gesteinsbrocken prasseln herab und treffen mich am Rücken, der Schulter und am rechten Oberarm. Noch immer hagelt es rundherum Einschläge. Die Erde bebt unter mir. Vor mir liegen Karl-Heinz Walter und Wilhelm Gießen. Karl-Heinz wimmert laut vor sich hin. Mit Herzklopfen drücke ich mich an den Boden, halte die

Hände über meinen Kopf. Ich spüre meine Glieder, ich kann sie bewegen. Ich muss husten und spucke dabei Blut. Aber ich lebe!

Gerhard Gabriel ist tot. Er war nur wenige Schritte hinter mir gewesen, ich hatte ihn im Laufen keuchen gehört. Nun liegt er dort auf dem Feld, über das wir gerannt sind. Nicht weit von ihm lag Fritz Waldenmaier. Der hatte Glück, er ist ohne Schaden davongekommen. Zwei Kameraden holen eine Zeltplane. Wir anderen stehen bei dem Toten. Bei all unseren Einsätzen ist keinem von uns etwas passiert, nun geschah das Unfassbare hier bei unserer Entlassung. Was für eine Tragik!

Nachdem Gerhard zum Gebäude hinübergetragen wurde und auch wir alle dort angekommen sind, untersucht mich der Stabsarzt zum zweiten Mal. Mein Rücken! Die rechte Schulter und der rechte Oberarm sind blau und grün. Ich sage dem Doktor, dass ich vorhin Blut gespuckt habe. Er heißt mich husten. Wieder kommt etwas Blut. Es ist nicht mehr hellrot. Der Arzt vermutet einen leichten Lungenriss. Ich bekomme ein Dreieckstuch für meinen Arm, damit ich ihn in einer Schlinge tragen kann. Erst jetzt spüre ich überall den Schmerz.

Nachdem wir unsere Entlassungspapiere erhalten hatten, gingen wir zur Bahn und fuhren in Richtung Heimat. Es war durch die Ereignisse spät geworden, sodass wir nur noch bis Kaiserslautern kamen. Nach Pirmasens ging kein Zug mehr. So verbrachten wir die Nacht im Bahnhof. Erst am frühen Morgen konnten wir weiterfahren, sodass ich am Sonntag, etwa gegen halb acht Uhr, bei den Eltern ankam. Sie wollten gerade aufstehen und bekamen einen gewaltigen Schrecken, als sie mich mit meinem Arm in dem schwarzen Tuch erblickten. Ich berichtete kurz, was passiert war, Papa und Mama sind darüber furchtbar erschrocken.

Vorm Kaffetrinken wollte Papa Milch holen gehen. Es gab damals noch Milchgeschäfte, wo die Milch offen verkauft wurde. Diese Geschäfte hatten auch sonntags am Vormittag geöffnet. Mit einem Messbecher schöpfte die Verkäuferin die Milch aus einer am Boden stehenden großen Kanne und goss sie dann in das mitgebrachte Gefäß des Kunden. Papa fragte mich, ob ich ihn begleiten will und wir gingen zusammen weg. Das Milchgeschäft war in der Wildstraße. In dem Augenblick, als wir beide in die Lemberger Straße einbiegen, kommt Herr Gabriel ebenfalls mit einer Milchkanne auf uns zu. Er fragt auch gleich: „Ach, de Günter is jo schon do. Wo issen de Gerhard? Kommt der aa ball?“ Die Situation geht uns unter die Haut. Papa nimmt ihn beim Arm und sagt mit belegter Stimme: „Herr Gabriel,

Sie misse jetzt ganz stark sin. Ich muss Ihne jetzt was Schlimmes saa. Ihr Gerhard kann nimmie komme. – Die Buwe sin in e Aagriff ninkomm. De Gerhard is – tot.“ Der Arme beginnt am ganzen Leib zu zittern, die Milchkanne fällt auf den Boden. Als er ein paar Worte hervorbringen kann, bittet er uns, für ihn Milch zu holen und fragt nachher, ob wir mit ihm nach Hause gehen würden. Er wisse nicht, ob er das seiner Frau sagen kann. Wir holen in beide Kannen die Milch und begleiten den Mann nach Hause. Keiner von uns kann auf dem Weg etwas sagen.

Gabriels wohnten in der Lemberger Straße, nicht weit hinterm Stadtbad. Ich war oft bei Gerhard gewesen, vor gar nicht langer Zeit hatten wir noch mit seiner Märklin-Eisenbahn gespielt. Er kam auch häufig zu uns, und wie oft waren wir gemeinsam in die Schule gegangen? Ich vergesse im Leben nie den Schrei der Mutter, als sie vom Tod ihres Buben erfuhr. Als wir das Haus betraten, stand sie oben an der Treppe vor der Wohnungstür. Sie war überrascht, dass ihr Mann in Gesellschaft zurückkam. „Ei Papa, du bringsch ja Besuch mit“ sagte sie, noch bevor ihr Mann etwas sagen konnte. Papa und ich brachten kein Wort hervor. Erst nach einer Weile, als wir in der Wohnung waren, konnte ich berichten, wie das alles gekommen war. Dann mussten wir die beiden allein lassen.

Es war eine Duplizität der Ereignisse: An diesem Wochenende sind zwei weitere Schulkameraden aus einer Parallelklasse in ihrer Flakstellung bei Metz gestorben, Emil Groß und August Krakau. Ihre Stellung hatte einen Volltreffer erhalten. Die gesamte Mannschaft war sofort tot. Emil und August hatten beide in unserer Nähe in der Rothenbühlstraße gewohnt. Wir kannten uns von Kind auf. Die drei Toten, Gerhard, Emil und August wurden in der folgenden Woche auf dem Waldfriedhof beerdigt. Ihre Gräber liegen heute noch auf einem besonderen Areal, welches für die toten Kriegsoffer angelegt wurde. Zur Trauerfeier mussten wir alle in Jungvolk-Uniform erscheinen. Mein Arm lag noch immer in der Schlinge. Eine Kompanie der Luftwaffe stand an den Gräbern und gab für jeden der gefallenen Kameraden Salutschüsse ab. Es wurden Reden von Flakoffizieren und Parteigrößen gehalten. Die Letzteren schwelgten dabei in den üblichen Phrasen vom Opfertod für Führer, Volk und Vaterland. Die gleiche Floskel fand sich auch in den Todesanzeigen in der *Pirmasenser Zeitung* und der *NSZ* (Abkürzung für *Nationalsozialistische Zeitung*).

Ich soll zur *WAFFEN-SS*!

Drei Mal hat man mich einbestellt, zur Meldezentrale Ecke Hauptstraße und Sandgasse zu kommen. Beim ersten Mal hatte ich keine Vorstellung davon, was man dort von mir will. Aber als ich wieder wegging, war mir nicht wohl. Ich soll mich freiwillig zur *Waffen-SS* melden. Ich hätte doch die richtige Körpergröße mit 1,84 Metern, sei schlank und sportlich im Wuchs und wäre sicher Feuer und Flamme, in so einer Eliteeinheit an der Front zu kämpfen. Ich muss das erst mit meinen Eltern besprechen, war meine erste Antwort darauf. Beim zweiten und dritten Mal wurde es immer schwieriger, triftige Ausreden zu erfinden. Ich sei doch vor Kurzem erst am Blinddarm operiert worden, und ich bin ja noch gar nicht volljährig. Meine Eltern könnten doch stolz auf mich sein, wenn ich zur *SS* ginge, wurde mir entgegnet, und außerdem ginge sie das überhaupt nichts an, wenn ich mich freiwillig melde. Ich hätte doch schon als Luftwaffenhelfer Erfahrungen im Kampfeinsatz gewonnen. Ich saß jedes Mal zwei oder drei Männern gegenüber. Ob sie alle Offiziere waren, weiß ich nicht mehr. Ich sehe aber immer noch den Meldebogen, den man samt Federhalter vor mir auf den Tisch legte. „Hier, unterschreib!“, hieß es wie ein Befehl. Ich wollte unter keinen Umständen zur *Waffen-SS*. Ich wusste genau, dass die armen Kerle an besonderen Brennpunkten eingesetzt wurden und dass die Wahrscheinlichkeit, dabei den Heldentod zu sterben, sehr groß war. Hatte ich Angst? War ich nun ein Feigling oder war es meine Einschätzung der gegenwärtigen Kriegslage? Im August waren die Alliierten in Paris eingezogen. Ihre Truppen waren inzwischen auch im Süden Italiens gelandet. Auch im Osten rückte die Front immer näher. Wer glaubte jetzt noch an den sogenannten Endsieg? Wo blieben die angekündigten Wunderwaffen?

Ich vertraute mich meinem früheren Klassenleiter Josef Reiter an, den ich in diesen Tagen zufällig in der Stadt traf. Der gab mir den Rat, mich einfach bei irgendeiner anderen Waffengattung als Offiziersbewerber freiwillig zu melden, dann würde man mich in Ruhe lassen. Ich sei doch Flakhelfer gewesen und an den Geschützen der Flakartillerie ausgebildet. Da läge es nahe, mich zur Flak zu melden. Und als Gymnasiast hätte ich das Recht, mich als Offiziersanwärter zu bewerben. Ich besprach alles noch einmal mit den Eltern und meldete

mich mit deren Einverständnis in den nächsten Tagen beim Wehrmeldeamt als Offiziersbewerber bei der Luftwaffe, Abteilung Flakartillerie.

Von nun an ging alles ganz schnell. Ich erhielt in den nächsten Tagen schon einen Termin, zu dem ich mich bei einer Luftwaffeneinheit in Bad Blankenburg in Thüringen zu melden hatte. Mit der Bahn fuhr ich dort hin und erfuhr bei der Ankunft, dass ich eine mehrtägige Eignungsprüfung ablegen müsse. Die bestand zunächst aus einer schriftlichen Prüfung mit einem Aufsatzthema. Mathematikaufgaben waren zu lösen und ein Text war aus dem Englischen ins Deutsche zu übersetzen. Darauf folgte eine körperliche Leistungsprüfung mit den üblichen Sportarten: Einhundertmeter-Lauf, Hoch- und Weitsprung, eine zwei Meter hohe Bretterwand war zu überwinden, am Schluss war Boxen gefordert. Bis hierher war alles kein Problem gewesen, aber Boxen war nicht meine Sache. Wir waren mehrere Prüflinge, und wir wurden paarweise zum Boxkampf eingeteilt. Mein Partner und ich gestanden uns gegenseitig ein, dass wir in dieser Sportart unerfahren seien. Wir vereinbarten gegenseitige Rücksichtnahme ohne allzu harte Schläge. Und so begann auch unsere erste Runde. Doch der Schiedsrichter schimpfte uns aus, wir würden zu zart miteinander umgehen. Memmen seien wir, die keinen Mut hätten. Wir versuchten immer noch, zu tun als ob, doch da versetzte einer von uns beiden dem Gegner unversehens einen Hieb, der wohl doch zu hart war. Das war sicher nicht beabsichtigt, aber die Reaktion war heftig. Wir schlugen von jetzt an beide aufeinander los wie die Irren. Am Ende hatten wir blutige Nasen und blau unterlaufene Augenlider. Der Kampf ging unentschieden aus, keiner war k. o.

Am letzten Tag dieser Eignungsprüfung fand noch ein längeres Gespräch mit einem höheren Offizier statt. Am Ende bekam ich es schriftlich, dass ich als Reserveoffiziersbewerber bei der Flakartillerie angenommen sei. Mit diesem Bescheid fuhr ich drei Tage später wieder nach Hause. Eine weitere Vorladung, mich zur *Waffen-SS* zu melden, kam danach nicht mehr. Ich hatte also das Richtige getan. Und ich war insgeheim stolz, dass ich dem Drängen zur Unterschrift so vehement widerstanden hatte.

In diesem Herbst 1944 wurden wegen der immer schwieriger werdenden Kriegslage die Theater und Konzertsäle geschlossen. Für Besucher und auch für die Akteure wäre eine Vorstellung zu gefährlich geworden. Die feindlichen Flugzeuge konnten inzwischen von Frankreich aus starten, und so war der zeitliche Abstand zwischen dem Aufheulen der Alarmsirenen und dem

Auftauchen der ersten Bomber am Himmel oft nur kurz. Außerdem griffen die als Begleitschutz mitfliegenden *Mosquitos* im Tiefflug alles an, was sich unten auf der Erde bewegte. Sie hatten keine Abwehr mehr zu fürchten.

Einige Schulkameraden hatten bereits ihre Einberufung zum *Reichsarbeitsdienst*, abgekürzt *RAD*, erhalten. Mein Freund Wolfgang Stein musste nach Wolfstein in der Nordwestpfalz einrücken. Das war sicher aufgrund seines Namens geschehen, weil die anderen alle in weit entfernte Lager geschickt wurden. Da hat man sich gewiss einen Spaß erlaubt. Auch ich rechnete nun jeden Tag mit der Einberufung zum *RAD*. Und die kam dann Ende September für das Lager in Radkersburg in der Südsteiermark. Auch der Termin für die Hinfahrt wurde mir mitgeteilt. Es ging ein Sonderzug vom Bahnhof Pirmasens ab, und als der Tag der Abreise da war, kamen auch alle anderen Schulkameraden, die bisher noch auf ihre Einberufung gewartet hatten, ebenfalls dazu. Es war an einem Vormittag im Oktober, als der Zug sich in Bewegung setzte. Viele Eltern waren mitgekommen und standen winkend auf dem Bahnsteig. Auch meine waren selbstverständlich dabei.

In Karlsruhe stiegen weitere junge Leute aus Kaiserslautern und Umgebung zu. Aber auch aus dem Elsass, das ja seit 1940 wieder Reichsgebiet war, hatten viele ihre Einberufung zum *RAD* bekommen. Sie standen ebenfalls auf dem Bahnsteig, als wir im Karlsruher Hauptbahnhof einfuhren. Ein Straßburger saß nun neben mir im Abteil. Er hieß Bächle. Die Elsässer wussten, dass die Amerikaner bald in ihre Heimat vorrücken würden, und sagten das auch ganz unverblümt. Wir redeten viel miteinander, und manche sprachen es offen aus, dass sie den Krieg für verloren hielten. Wir waren hier unter uns! Etwas Gutes fanden wir in der Tatsache, dass wir in der Steiermark weit von Kampfhandlungen entfernt wären. Doch da sollten wir bald eines Besseren belehrt werden. Erst aber fuhren wir noch im Zug. Er fuhr über Kufstein, Zell am See, Villach, Graz und Leibnitz, eine Strecke, die ich bisher nicht gekannt hatte. Zum ersten Mal im Leben sah ich die Alpen, allerdings im Dunkeln. Es war trotzdem eindrucksvoll, wie vom Schnee bedeckte Berggipfel in den klaren Sternenhimmel ragten. Spät in der Nacht kamen wir in Radkersburg an, wo wir erst einmal in unsere Unterkünfte eingewiesen wurden. Dort warteten die Feldbetten auf uns.